

Hans-Willi Weis

Der Intellektuelle als Yogi

Für eine neue Kunst
der Aufmerksamkeit
im digitalen Zeitalter

Hans-Willi Weis
Der Intellektuelle als Yogi

X T E X T E

HANS-WILLI WEIS

Der Intellektuelle als Yogi

Für eine neue Kunst der Aufmerksamkeit

im digitalen Zeitalter

[transcript]

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch den Fachinformationsdienst Philosophie.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2015 im transcript Verlag, Bielefeld

© Hans-Willi Weis

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Korrekturat: Tobias Heinze, Frankfurt a.M.

Satz: Michael Rauscher, Bielefeld

Druck: CPI -- Clausen & Bosse, Leck

Print-ISBN 978-3-8376-3175-3

PDF-ISBN 978-3-8394-3175-7

EPUB-ISBN 978-3-7328-3175-3

<https://doi.org/10.14361/9783839431757>

Buchreihen-ISSN: 2364-6616

Buchreihen-eISSN: 2747-3775

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Handy wird Silber, Email wird Gold
Wissen wird Google, so habt ihr's gewollt

Handy ist Silber, Email ist Gold
Facebook ist Freundschaft, so habt ihr's gewollt

Handy war Silber, Email war Gold
Bewegung war Youtube, so habt ihr's gewollt

The Schwarzenbach

Among Peers mit Abstechern
in den Club der toten Denker – ein Vorwort

Intellektuelle unter sich. Was für ein Theater! Wenn das Ihr Eindruck ist beim Lesen dieses Buches und wenn sich dabei auch noch der Gehirnmuskel strafft – wer möchte schon intellektuell unter Niveau unterhalten werden –, so ist's der Autor zufrieden. Lach-Yoga, behauptet er, ist der Anfang allen Yogas. Das Übrige geschieht dann wie von selbst. Mit etwas Übung. – Ein etwas unüblicher Anfang – zumal für ein Vorwort. Doch unter Intellektuellen – among Peers –, wo man mit gedanklichen Verrenkungen vertraut ist, weil man sie auch deshalb nötig zu haben glaubt, um im Sichtbarkeitswettbewerb nicht übersehen zu werden, kann schon einmal vorneweg stehen, was eigentlich hintangestellt gehört. Einrenken lässt es sich immer noch, wie das Buch ja zeigt.

Was für ein Theater also. Diese Intellektuellen sind schreckliche Leute – wie alle eben. Bloß auf ihre verwechselbar unverwechselbare Intellektuellenart oder -unart. So schrecklich allerdings auch wieder nicht, es gibt Schrecklicheres. Das Buch kommt ganz ohne ›Sex and Crime‹ aus. Die einzige Indiskretion unterhalb der Gürtellinie, wenn es denn eine ist, ist soweit mir bewusst, die, dass Arthur Koestler, Clubmitglied bei den ›toten Denkern‹, ein lausiger Liebhaber gewesen sein muss. Und sie stammt nicht vom Autor, die Beauvoir hat's durchgestochen.

Um dies nur der Vollständigkeit des Bildes halber zu erwähnen, das hier von den Intellektuellen gezeichnet wird: Freilich gibt es unter ihnen ›Sex and Crime‹. Was den ›Crime-Part‹ angeht, so schreiben jetzt manche einen Krimi oder gleich mehrere. Häufig unter Pseudonym. Man kommt dann publizistisch doppelt vor, was die Chancen der Sichtbarkeit erhöht. Die Publizistin Cora Stephan beispielsweise – sie darf hier namentlich erscheinen, weil sie später nicht mehr vorkommt – heißt als Krimiautorin auf einmal Anne Chaplet. Ein schöner Name, mich hat er nicht becirt. Ein anderer – Feuilletonleser wissen wer gemeint ist – publizierte 2012 einen Kriminalroman, der sogar unter Intellektuellen, among Peers, spielt. Sicherlich Geschmacksache, wenn der Verfasser einen real existierenden Kollegen auf ausgesucht unschöne Weise darin zu Tode kommen lässt. Zwei Jahre danach ist dieser Kollege dann tatsächlich tot (siehe unten: Tod eines Kritikers mit »Röntgenblick«). Der noch lebende Kollege hat trotzdem Schwein gehabt, die Todesursache war eindeutig, er ist nicht in Verdacht geraten.

Intellektuelle sind jedoch nicht nur schreckliche Leute, wie alle übrigen auch sind sie nicht immer nur unausstehlich. Manches, was sie vorbringen oder zu Papier, ist drollig und macht sie einem sympathisch. Wenn ich mich im Folgenden über putzige Verrenkungen lustig mache, ist mir daran gelegen, keine und keinen zu grob anzufassen. Ich unterstelle jeder und jedem, dass sie es gut meinen, auch mit den gedanklichen Verrenkungen, die sind nicht ausschließlich motiviert vom Distinktionswunsch. Der starke Begriff vom Intellektuellen – im Unterschied zum schwachen, der lediglich den Gelehrten, den Wissenschaftler, den Datenerkennungs- und Informationsexperten bezeichnet – begreift den Intellektuellen als jemanden, der oder die einen kognitiven und sensitiven Überschuss in sich angesammelt hat, von dem er oder sie gerne abgeben möchte. An eine bedürftige Allgemeinheit um deren Wohlfahrt willen. Intellektuelle sind – man verzeihe mir den derben pastoralen Vergleich – ein wenig wie Kühe, die gemolken sein wollen. Die ihre Milch partiell uneigennützig der ›Allmende‹ zugeführt sehen möchten. Sonst vollführen sie womöglich ganz schreckliche Verrenkungen oder lassen sich, was so furchtbar lange nicht mal her ist, von ›Erziehungsdiktaturen‹ anheuern. Beziehungsweise zeigen keine Skrupel, sich auch Tyrannen anzudienen (der Fall Heidegger, siehe Kapitel 77: Besuch im Club der toten Denker abgesetzt oder »vom Ereignis«).

Und was ist ganz aktuell das Problem mit ihnen? Wenn Sloterdijk – wen meint er eigentlich? – die »gebende Hand« beschwört, dann muss mit Blick auf die Intellektuellen von einem anderen Körperteil gesprochen werden, vom »gebenden Kopf«. Und der hat das Problem, dass mittlerweile niemand mehr so recht weiß, worin seine Gabe bestehen könnte und ob überhaupt noch Abnehmer da sind. Die schöne neue Digitalwelt, der auch die Intellektuellen ins Netz gehen, generiert nicht nur mit Wikipedia einen virtuellen Gesamtintellektuellen, der den reellen ziemlich alt aussehen lässt und sein angestammtes Rollenmodell in die Funktions- und Sinnkrise stürzt.

Und wie ist es mit dem Kopf des Autors bestellt? Wenn er sich noch nicht hat digital enthaupten lassen, was ist seine Gabe? Einrenkungsversuche an gedanklichen Verrenkungen. Und: der Yogi – genauer: der Vorschlag einer Personalunion des Intellektuellen und des Yogi. Nehmen ist bekanntlich seliger als geben, was für die Gabe hoffen lässt. Und wer als potentiell Nehmender fürs Erste noch vor dem Yogi zurückzuckt, weil er ihn für den Ausbund an Verrenkung hält, dem sei versichert: Mit diesem Vorurteil wird gründlich aufgeräumt. Hernach passen die gedanklichen Glieder so harmonisch zusammen, wie es auf der physischen Ebene kein Chiropraktiker besser hätte richten können.

Was endlich hat es mit dem ›Club der toten Denker‹ auf sich? Eine Vereinigung wie die »Apostel« zu Cambridge? Könnte man so sagen. Nur, dass man nicht im Trinity-College tagt und tafelt, sondern im Hades. Oder im Himmel, je nach mythisch-metaphorischer Bezugsgröße. – Die im Folgenden unternommenen Abstecher in den Club der toten Denker (der Leser muss sich deswegen nicht den Risiken und Nebenwirkungen einer Hades- oder Himmelfahrt aussetzen, schließlich hat sich der Geist der Großen in unsterblichen Werken sedimentiert, die jetzt auch digital verfügbar sind) suchen speziell solche Denker auf, die schon einmal Pionierarbeit auf dem Weg zur Personalunion des Intellektuellen und des Yogi geleistet haben. Der Intellektuelle als Yogi hat thematisch also einen gewissen historischen Vorlauf im Intellektuellenmilieu. Vielleicht macht es einige dadurch auf die yogische Perspektive neugierig, dass sie sich geschmeichelt fühlen, wenn man ihnen sagt, sie stünden dabei ›auf den Schultern von Riesen‹.

Nun Vorhang auf fürs erste Bild oder Stück. Auf tritt der Liebe Gott – und hat gleich wieder seinen Abgang. Womit es für die Intellektuellen mit den Schwierigkeiten so richtig los geht.

2

In der Gottesposition

»Dieu, je vous soupçonne d'être un intellectuelle de gauche.« Dies, dass es sich beim lieben Gott vermutlich um einen Linksintellektuellen handle, pinselten studentische Aufrührer im Pariser Mai 68 an eine Hauswand des Quartier Latin. Die Linksintellektuellen in der Gottesposition, was für Zeiten!

Gott befindet sich in der Position eines externen Beobachters, der alles im Auge behält. Und sofern er der ›liebe‹ Gott ist, gibt er den Beobachteten nicht nur den einen oder anderen Fingerzeig, sondern weist ihnen den Weg zum Heil. Was, auf die Intellektuellen angewandt, für diejenigen in der marxistisch-utopischen Abstammungslinie gewiss zuträfe. – Die Urszene des Intellektuellen, wie die Moderne ihn zum Repertoire ihrer Archetypen rechnet – Zola's »J'accuse« in der Dreyfus-Affäre –, ist noch ohne das gesellschaftsutopische Pathos ausgekommen. Die Figur des Intellektuellen war gewissermaßen über Nacht in die Welt gesetzt mit der flammenden Fürsprache eines Homme de Lettre zugunsten eines nicht nur der Stimme sondern seiner menschlichen Würde Beraubten. Danach erst changiert die

Vorstellung vom Angehörigen der »klagenden Klasse«, wie Wolf Lepenies die Intellektuellen in Anlehnung an ihre Geburtsstunde gruppensoziologisch und politisch funktionell einsortiert, zwischen der gemäßigten Version und einer radikalen. Zwischen denen, die es bei der Anklage gegen Unrecht und Missbrauch belassen und jenen, die sich den utopischen Entwurf des »gesellschaftlich Richtigen« zutrauen und meinen, Unrecht und Missbrauch dadurch überhaupt den Nährboden zu entziehen.

Frage mich jemand nach einer handlichen Definition des Intellektuellen, die noch bis gestern zulänglich gewesen wäre, so würde ich – indem ich den linksliberalen Konsens als Maßstab nehme – die folgende vorschlagen, die in puncto »gemäßigt« oder »radikal« ohne eine Festlegung auskommt: Der Intellektuelle ist ein Kopfarbeiter, der mit den Erzeugnissen seines Denkens und seiner Einbildungskraft um humaner Zwecke willen gesellschaftlich oder politisch interveniert und aufgrund dessen allgemein anerkannte moralische Autorität genießt.

Es zeugt von einem eklatanten Mangel an intellektueller Beobachtungsgabe, nicht zu sehen, dass es sich bei dieser Selbstbeschreibung um eine gestrige handelt, die heute nicht länger funktioniert. Ja, man muss sich nicht einmal in die Gottesposition begeben, das zu erkennen. Ein Beobachter, der nicht beobachtet, wie beim Wort »Intellektueller« konstant ein Fragezeichen blinkt, beobachtet nicht. Er befindet sich im Modus des Wegschauens.

3

»Ich weiß, weil ich ein Intellektueller bin ...«

Zur Illustration dessen, wovon soeben die Rede war – Stichwort Gottesposition –, wie auch zur geschichtlichen Erinnerung: Eine Stimme aus dem Off. Die von Pier Paolo Pasolini. Hören wir, wie er anlässlich konkreter Vorkommnisse in der italienischen Politik für Intellektuelle eine privilegierte Einsicht in Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die Schachzüge ihrer Repräsentanten und die Winkelzüge ihrer Büttel, reklamiert. Ein Privileg, das den Intellektuellen aus ihrer Reflexionsfähigkeit oder Einbildungskraft und deren Kombinationsgabe erwachse. Hören wir Pasolinis Suada des »ich weiß, ohne beweisen zu können«, seine Litanei vom rein logisch-kombinatorisch generierten Intellektuellenwissen:

»Ich weiß. Ich weiß die Namen der Verantwortlichen für das, was man *Putsch* nennt (und was in Wirklichkeit aus einer ganzen Serie von *Putschen*

besteht, die als System der Herrschaftssicherung auftritt). Ich weiß die Namen der Verantwortlichen für die Bomben von Mailand am 12. Dezember 1969. Ich weiß die Namen der Verantwortlichen für die Bomben von Brescia und Bologna von Anfang 1974 ... Ich weiß die Namen der Mächtigen, die mit Unterstützung der CIA (und in zweiter Linie auch der griechischen Obristen und der Mafia) zunächst einen antikommunistischen Kreuzzug inszenierten, um die Revolte von 1968 abzuwürgen ... Ich weiß die Namen der ernsthaften und bedeutenden Persönlichkeiten, die hinter den tragischen Gestalten von Jugendlichen stehen, die sich für die selbstmörderischen faschistischen Gräueltaten entschieden haben, und hinter den gewöhnlichen Verbrechern – ob sie nun Sizilianer sind oder nicht –, die sich als Killer und bezahlte Mörder zur Verfügung stellten. Ich weiß alle diese Namen und weiß alle Taten (Anschläge gegen Institutionen und Bombenmassaker) derer, die sich schuldig gemacht haben. Ich weiß. Aber mir fehlen die Beweise. Ich habe nicht einmal Indizien. Ich weiß, weil ich ein Intellektueller bin, ein Schriftsteller, der versucht, all das zu verfolgen, was passiert, all das kennenzulernen, was darüber geschrieben wird, sich all das vorzustellen, was man nicht weiß oder was verschwiegen wird ...« (»Der Roman von den Massakern«, in: Pier Paolo Pasolini, Freibeuterschriften, Berlin 1978, S. 80f.)

P. S. Dem Kategorischen der oben formulierten intellektuellen Gottesposition korrespondiert in Pasolinis politischer Vita übrigens durchaus nicht ein linksmilitanter Dogmatismus, wie ihn eine Äußerung solcher Art im Allgemeinen befürchten ließe. Den Sturz der ›intellektuellen Klasse‹ aus der vermeintlichen Gottesposition sollte Pasolini bekanntlich nicht mehr erleben. Sein vorzeitiger und tragischer Tod ereignete sich noch in jener Nach-68er-Periode – Hybris kommt vor dem Fall – neomarxistischer Intellektuellenüberheblichkeit.

4

Auf Normalniveau

Aus der ›Gottesposition‹ gefallen, finden sich die Intellektuellen da wieder, wo sich – die ›Lieblinge der Götter‹ ausgenommen – auch alle anderen befinden: auf Normalniveau. Für manche von ihnen eine ›gefühlte‹ Bauchlandung. Für andere wiederum ein gutes Gefühl: endlich mit einem Leib ausgestattet und ›geerdet‹ zu sein. Wenn der Intellektuelle mit erzwunge-

ner Bodenhaftung reptilienartig den Kopf ein wenig vom Boden hebt, hat er einen Horizont vor Augen. Wovon in der ›Gottesposition‹ keine Rede sein konnte, verlor sich doch der Blick von ganz weit oben – sofern er nicht im utopischen Advent einen Haltepunkt fand – in der Uferlosigkeit der Totale.

Was zeigt sich den ›gefallenen‹ Intellektuellen am Horizont? Am gesellschaftlichen Horizont, von bukolischer Naturbetrachtung soll nicht die Rede sein. In den Augenwinkeln, an den globalen Rändern, zeigt sich ihnen, mit Walter Benjamin zu sprechen, »eine einzige Katastrophe«: Hunger, Krieg, Landunter. Und in der Mitte des Blickfelds, der eigenen post-heroischen Wohlstandszone: eine Netzgesellschaft, die sich anschickt, der digitalen Dystopie von Big Data ihr Placet zu erteilen. Kurz und ungut, eine Szenerie, die ihnen nur die Wahl zu lassen scheint zwischen Zynismus und Depression, ›Mode und Verzweiflung‹.

Aber ist nicht allzeit, wenn auch nicht Apokalypse, so doch »die Wüste wächst«? Nach intellektueller Zeitrechnung, also mindestens seit Nietzsche? Und sollte ›Normalniveau‹ lediglich ein anderes Wort dafür sein? So dass die Mühen der Ebene oder neudeutsch das »Muddling through« die ganz normale Geschäftsgrundlage wäre auch für den Job des Intellektuellen. Und es bliebe mithin im Folgenden die Frage zu beantworten: Worin, wenn Zynismus und Depression die gegenwärtigen Hauptkorrosionskräfte *kritischer Intellektualität* bedeuten, auf der individuellen Ebene ›mentaler Hygiene‹ heutzutage die *Bedingung ihrer Möglichkeit* bestehen könnte.

5

Euner wie Keuner

Prof. Dr. Keuner. Vorbild des Herrn Keuner der Geschichten vom Herrn Keuner des Berthold Brecht. Keuner ist weiser, weil keuner denkender als Herr Keuner, der Denkende, der Intellektuelle also. – Stippvisite im Club der toten Denker bei Herrn Keuner und dessen Erfinder. Den Besucher interessiert die These: »Weise am Weisen ist die Haltung.« Mit ihr beginnen die Keunergeschichten. »Zu Herrn Keuner, dem Denkenden, kam ein Philosophieprofessor und erzählte ihm von seiner Weisheit. Nach einer Weile sagte Herr Keuner zu ihm: ›Du sitzt unbequem, du redest unbequem, du denkst unbequem.‹ Der Philosophieprofessor wurde zornig und sagte: ›Nicht über mich wollte ich etwas wissen, sondern über den Inhalt dessen, was ich sagte.‹ ›Es hat keinen Inhalt‹, sagte Herr Keuner. ›Ich sehe

dich täppisch gehen und es ist kein Ziel, das du, während ich dich gehen sehe, erreichst. Du redest dunkel und es ist keine Helle, die du während des Redens schaffst.« Sehend seine Haltung, so der Schluss der Geschichte, interessiert Herr Keuner sein Gerede nicht.

Und was interessiert mich? Dass ich die Herrn hier im Club der toten Denker besuche? Ich möchte Herrn Brecht eine Frage stellen. Der hockt verschrumpelt in einem abgewetzten Ledersessel, die Schiebermütze verkehrt herum wie Jugendliche ihre Baseballkappen. Ich frage ihn: »Weise am Weisen ist die Haltung«, beginnt Ihre erste Keunergeschichte. Was meinen Sie eigentlich mit Haltung? Brechts Kartoffelgesicht verzieht sich zu einem Lächeln. »Wenn Sie das nicht selber wissen.« – Genau das wollte ich von Ihnen hören, sage ich. Ich weiß, dass Sie mit Herrn Keuners Anspielung auf den Gang des Professors nicht gemeint haben, man müsse die Intellektuellen zum Orthopäden schicken, damit er ihre Haltungsschäden korrigiert.

Da tritt Herr Keuner aus dem Halbdunkel hervor. Er hat gehört, was ich seinen Erfinder gefragt habe. Das mit der Haltung. »Ich exerziere«, sagt Herr K. und grinst. Ist er unter die Soldaten gegangen? Nein, nicht der Kasernenhof ist gemeint. Sondern das feste Kissen, auf dem er früh morgens, spät abends und mitunter nächtens bequem und solide wie ein Berg sitzt. Den Geist zu klären und zu leeren. Das ist mit Haltung gemeint, heutzutage.

P. S. Mit heutzutage meine ich, dass sich seit Brechts Tagen die Verhältnisse für Intellektuelle ein wenig geändert haben. Anders als zu Keuners Zeiten sind Intellektuelle heute nicht mehr »Träger des Wissens«, wovon Brecht in der »Von den Trägern des Wissens« überschriebenen Keunergeschichte noch ausgehen konnte. »Wer das Wissen trägt«, so lässt er diese Geschichte beginnen, um sie nach der Aufzählung dessen, was Wissensträger nicht dürfen, enden zu lassen mit der Moral: der »hat von allen Tugenden nur eine: dass er das Wissen trägt.« Eine Moral, die hinter das in anderen Keunergeschichten erreichte Niveau zurückfällt, auf welchem der Denkende oder Intellektuelle als *Haltungsträger* und nicht so sehr als »Wissensträger« erscheint. Gerade so, wie die Auftaktgeschichte »Haltung« gleichsam als *das* Thema dieser Geschichten exponiert. Wenn sie auch deren Explikation offen lässt. – Die implizite Präferenz ›Haltung vor Wissen‹ hat bei Brechts Keunergeschichten für eine erstaunliche Beständigkeit gegenüber dem Zahn der Zeit gesorgt. Einige besitzen überraschende Aktualität mit Blick auf die heutige Kondition von Intellektuellen ›auf Normalniveau‹: dass Intellektuelle nicht länger als privilegiert Wissende gefragt sind, sondern, wenn überhaupt, als exemplarisch Geistesgegenwärtige. Man muss dann nur dort, wo Brecht auf den Haltungsaspekt anspielt,

das mit Haltung Gemeinte zeitgemäß explizieren und schon ist man in der Gegenwart angekommen. Soll heißen, wie der von mir fortgeschriebene Keuner gerade schon sagte, bei der Notwendigkeit des Exerzitiums. Bei dessen yogischer Übungsdevise: täglich den Geist klären und leeren.

6

Zeitig in die Leere

»Geh ich zeitig in die Leere/komm ich aus der Leere voll./Wenn ich mit dem Nichts verkehre/weiß ich wieder, was ich soll.« – Nicht Christian Morgenstern hat das gedichtet, sondern Bertolt Brecht. Es liest sich wie die in Versform gesetzte Gebrauchsanleitung für den Intellektuellen und den Yogi.

Brecht – wir verlängern kurz die vorige Stippvisite im Club der toten Denker – hockt wieder im schäbigen Ledersessel, diesmal eine bis auf den Stummel heruntergebrannte Zigarre im Mundwinkel. Gern befragte ich ihn zu den Einzelheiten seines Exerzitiums. Der Übung des »zeitig in die Leere«. Ob er, zeitig in die Leere gegangen, bequem und solide wie ein Berg auf einem festen Kissen gegessen ist. Oder ausgestreckt auf dem Divan, die Hände im Nacken verschränkt und die Fliegen an der Decke beobachtend. Oder am Fenster stehend, den Blick zum Horizont. Nicht gerade Nebensächliches, aber so wichtig auch wieder nicht. Um ihm mit meiner Fragerei auf die Nerven zu gehen. Es gehört sich nicht, einen wie Bertolt, der sich bereits im Stadium der Verklärung befindet, mit Petitesse zu behelligen.

Hier genügt das Wesentliche. Dem dichtenden Denker Brecht verdanken wir den gereimten Schlüssel zum zukunftsfähigen Intellektuellen. Der nicht Wissensträger, sondern »Träger« einer »Haltung« ist, wie es Brecht in den Keunergeschichten nennt. Und die im Kern in nichts anderem als in einer »Mentalpraktik« besteht. Leiblich manifestiert durch die Verhaltensweise, regelmäßig mit dem Nichts zu verkehren. Nicht, weil er dies oder das weiß oder erkannt hat, das heute genauso gut jeder andere zu wissen und zu erkennen vermag, weiß er auch schon, was er soll, der »Denkende«, der Intellektuelle »auf Normalniveau«. Nicht objektive Erkenntnis, kein gesammeltes Wissen, die für sich genommen existenziell zu orientieren vermöchten. Ohne die der »Leere« und dem Vergessen entspringende Spontaneität des Geistes bleibt auch beim Intellektuellen der entscheidende Impuls fürs Tun oder Lassen aus. Erst *wenn er mit dem Nichts verkehrt, weiß er wieder was er soll.* – Brecht original, was für ein schöner V-Effekt!

 »Cool, sexy, modern« – die Phrasendreschmaschine

Zurück auf die irdische Bühne. Zum Intellektuellentheater. Der Guckkasten der Augsburger Puppenkiste kann da eh nicht mithalten. Der Stückeschreiber Brecht hat die Intellektuellen gelegentlich vielsagend »Tuis« genannt. Egal wie sehr der Intellektuellenbegriff derzeit verschwimmt, Tuis ausfindig zu machen – sogar außerhalb von Tui-Kongressen, wo sie naturgemäß rudelweise auftreten –, ist auch gegenwärtig kein Problem.

Für den Dramatiker und Erzähler Albert Ostermaier ist Deutschland ein Land, das auch »cool, sexy, modern« ist. – Vielleicht befragt ihn das Kulturradio demnächst auch einmal über den Osterhasen und den Weihnachtsmann, bestimmt fallen ihm dazu nicht minder originelle Charakterisierungen ein.

Verständigen wir uns, ohne gedankliche Verrenkung, darauf: Die Mindestanforderung an einen Intellektuellen auf »Normalniveau«, wollte man ihn sich als Geschenk unter dem Weihnachtsbaum vorstellen, wäre, nebst anderem Zubehör, das Gegenteil einer Phrasendreschmaschine.

 Poststrukturalistische Nebelwerfer verschrottet

Der Schweizer Rolf Dobelli, Roman- und Sachbuchautor und obendrein Unternehmer, hat es mit »Die Kunst des klaren Denkens« in die Bestsellerlisten geschafft. Legen wir das vereinbarte Kriterium an – dass die Phrasendreschmaschine ausgeschaltet bleibt –, dann geht er als Intellektueller durch. Er sagt von sich, dass sein Verstand lange umnebelt gewesen sei. Den Nebel verursacht hätten Lyotard, Derrida, Baudrillard und Konsorten. Verzogen hätten sich die Nebelschwaden erst, als er sich einer naturwissenschaftlichen Problembetrachtung nicht länger verschlossen habe und ihm aufgegangen sei, »was für ein Schrott der Poststrukturalismus ist«.

Hat er Recht damit? An sich ist der Poststrukturalismus kein Schrott. Dass er es für Dobelli ist, sollte aber darum noch nicht für üble Nachrede gelten oder als Missverständnis abgehakt werden. Die Erfahrung Dobellis muss intellektuell ernst genommen werden. Trotzdem lassen wir seinen Schrotthaufen erst einmal liegen, Dobelli geht es inzwischen ja auch blendend. Und im Übrigen verträgt sich eine menschenfreundliche Handrei-

chung in Sachen Klarheit des Denkens schon besser mit intellektuellem Ethos, als wenn einer die Phrasendreschmaschine anwirft.

P. S. Dobelli geht als ›Intellektueller auf Normalniveau‹ durch, auch wenn man ihn nicht zu den von mir favorisierten Intellektuellen der Zukunft, den ›exemplarisch Geistesgegenwärtigen‹, wird rechnen dürfen, von denen noch die Rede sein soll. Dafür macht er in seinen Kolumnen auch zu viel Aufhebens um CEOs. Kaum eine Klugheitsregel bei ihm, die nicht der Umstand nobilitiert, dass sie der CEO ›Soundso‹ entdeckt habe; als müsste man sie andernfalls gleich mal downraten. Seine Strahlemänner aus den Unternehmensvorständen, diese ›The Winner takes it all‹-Typen, bilden die neue Internationale der Klugscheißer. Nicht nur, dass sie sich die Sakkotaschen mit Bonis vollstopfen, sie schaufeln auch die Weisheit mit Schöpflöffeln in sich hinein oder haben sie den Anderen immer schon weggefressen. – Hoffen wir, dass Dobelli durch zuviel Umgang mit diesen Leuten nicht am Ende noch Schaden davonträgt.

9

Ressentimentausstellung

Eine Woche vor der Bundestagswahl 2013 druckte das intellektuelle Wochenblatt DIE ZEIT auf mehreren Seiten die Stimmen namhafter Intellektueller und Kulturschaffender ab, die sich in gebotener Kürze über das anstehende Ereignis äußern. Kognitiv-affektive Befindlichkeitsmeldungen sozusagen. In der Stellungnahme einer Büchnerpreisträgerin war u.a. die folgende Selbstkundgabe zu lesen: »Ich brauche nur die extrem törichte Claudia Roth im Fernsehen zu erblicken und ich winde mich vor Abscheu.« – Inmitten des allgemeinen Stimmengewirrs hat dies niemand weiter beachtet. Erst als die Autorin ein halbes Jahr später erneut eine öffentliche Kostprobe ihres in Wallung befindlichen Gegengefühls zum Besten gab, erhob sich der sprichwörtliche Sturm der Entrüstung.

Wir brauchen uns wohl kaum eigens darauf zu einigen, dass es nach ihrer Vertreibung aus der Gottesposition des souveränen Allbeobachters nicht die Aufgabe von Intellektuellen sein sollte, sich in gefühlgiger Selbstbeobachtung zu ergehen und was sie dabei an brodelndem Antigegefühl in der eigenen Brust verspüren in die Öffentlichkeit zu tragen. Bestenfalls käme so ein intellektuelles Halbwesen zur Welt, ein intellektuell halbseidenes ›Ich-weiß-nicht-was‹, wie Sibylle Lewitscharoff vielleicht sagen würde.

P.S. Nur wenige Monde verstrichen, das Sommerwetter 2014 ist tatsächlich anstrengend gewesen, und Frau L. mit der ›schwäbischen Plapper-gesch‹ konnte abermals nicht an sich halten und ließ dem intellektuell ungefilterten Affekt freien Lauf. Jetzt bereitete ihr (SZ vom 07.09.2014) das sommerlich freizügig zur Schau getragene »unschöne« Fleisch älthlicher Geschlechtsgenossinnen Qualen: »Viele Frauen sind alt oder fettleibig oder sonstwie unschön geformt und da wird der Anblick üppig oder seltsam wuchernden Fleisches für den Betrachter zur Qual.« – Zum ›Fleisch‹ unter ganz anderem Blickwinkel, einem substanzielleren – der Bedeutung des Leibes fürs yogische Exerzitium – äußere ich mich später, gegen Ende meiner Einrenkungsversuche und, versteht sich, auf dezente oder sollte ich sagen ›intellektuell gesittete‹ Weise.

10

Always look on the bright side of life

Das Wort sei einem Intellektuellen erteilt, der, geboren 1967, zum gleichen Jahrgang wie der smarte Albert Ostermaier zählt und nicht zur grosso modo altachtundsechziger Generation der ehemaligen Trotzkin Sibylle Lewitscharoff, die, wie sie der ans Rednerpult Tretende vielleicht süffisant charakterisieren würde, noch immer gern in die ›Trotzkiste‹ der Kulturkritik langt. »Ich bin ein Spätentwickler, meine Damen und Herren. Einer von vielen in meiner Generation«, so hebt seine Rede an und geht weiter: »Wir wuchsen in einer Atmosphäre auf, in der klar schien, dass man als Intellektueller vor allem im Kritisieren und Dagegen-Sein, in der Dramaturgie von Plots des Niedergangs geübt sein müsse. Man hatte sich darüber zu definieren, Missstände aufzudecken, bisher übersehene Formen der Entfremdung, der Unterdrückung, der Maßlosigkeit anzuklagen, rundum unzufrieden zu sein, sogar zu leiden an der Welt. Ich wartete, als ich erwachsen wurde, auf das Leiden, wartete darauf, dass ich mich genauso erregen und schlecht fühlen konnte wie die Repräsentanten der Generationen vor mir. Ich versuchte es, aber es gelang nur mäßig.« – Da »die große Enttäuschung und Erkenntnis« ausblieben, begann Wolfgang Ullrich, der Mann am Rednerpult, an sich zu zweifeln, an seiner »Eignung zum Intellektuellen«, seiner »Urteilkraft«, seinen »Fähigkeiten, überhaupt etwas zu artikulieren, das relevant sein könnte«. Denn: »Einzugestehen, dass man die Welt nicht so grundfalsch und verfallen findet, dass man die Gesellschaft, in der man

lebt, die meisten ihrer Institutionen sogar positiv erfährt, wäre einer geistigen Bankrotterklärung gleichgekommen. [...] Es dauerte noch länger, bis mir klar wurde, dass es in meiner Generation eine andere Welterfahrung gibt als in den Generationen zuvor. Und dass es daher weder nötig noch angemessen ist, sich im selben Stil wie sie zu Wort zu melden.«

Weshalb sich der Kunstwissenschaftler Wolfgang Ullrich bereits seit längerem in einem anderen »Stil« und mit neuem »Selbstbewusstsein« artikuliert. Und nicht erst in »Des Geistes Gegenwart«, dem 2014 erschiene- nen Buch, in welchem er seine fiktive geisteswissenschaftliche Vorlesung zur »Wissenschaftspoetik«, so der Untertitel, gehalten hat, der wir die zitierten Redepassagen entnommen haben.

Die Grunderfahrung seiner Generation – der ersten jüngeren Intellektuellengeneration, würde ich sagen, in der einigermaßen helle Köpfe bereits ahnen konnten, dass man als Intellektueller zukünftig »auf Normalniveau« wird operieren müssen – sei, »dass der Plot der Kulturkritik an Attraktivität verloren hat«. Was »ideengeschichtlich« mit der »Postmoderne« zu tun habe, einem Denken, »das egalitär und pluralistisch ist und allen Trennungen zwischen Wahrheit und Schein, Eigentlichem und Uneigentlichem misstraut, aber auch die Behauptung linearer Entwicklungen, wie etwa von Verfallsgeschichten, für zu einseitig hält«. Und daher »ein offeneres und neugierigeres Verhältnis zur Gegenwart« pflege, »auch gerade zu ihren trivialeren Seiten«. – *Auch gerade ihre trivialen oder trivialeren Seiten*, in dieser Akzentuierung ihrer Interessensbekundung an der Gegenwart steckt der wichtigste Hinweis zum Verständnis der Mentalität des durch Ullrich repräsentierten Intellektuellentyps. Auf Normalniveau heißt für ihn immer auch »auf Trivialniveau«. Die aus der Gottesposition gefallenen grün-alternativ bzw. ökologisch gewendeten Linksintellektuellen behaupten, »die Wüste wächst«. Es ist aber nur das Triviale, entgegnet Ullrich, was da wächst und der um einige Jahre Jüngere will dies nicht als Hiobsbotschaft, sondern als gute Nachricht verstanden wissen. Die Zunahme des Trivialen oder Trivialeren im Unterschied zum Ernstesten und Erhabenen, mit dem der Intellektuelle oder Geisteswissenschaftler sich konfrontiert sehe und endlich beschäftigen möge, sei eben dies: Zuwachs und Gewinn. In ihm, dem Trivialen oder Trivialeren – dem Konsum beispielsweise –, schlummern laut Ullrich verheißungsvolle »Bedeutungen« und ungeahnte Möglichkeiten der »Wertschöpfung«, intellektuell wie kommerziell. Wie wäre es also, fragt Ullrich keck die fiktiven Zuhörer seiner fiktiven Vorlesung, wenn Intellektuelle in Zukunft, statt in Defiziten zu denken und Verfallsgeschichten zu erzählen, einer nicht mehr »altutopi-

schen«, sondern ganz neuen Strategie der »Verheißungen« folgen würden, einer Strategie, »die von Potentialen und Renditen träumt«?

Soweit skizzenhaft Ullrichs neuer, aktueller »Plot«, der den unaktuell gewordenen der »Kulturkritik« abgelöst habe. Einen letztendlich selbstschädigenden Plot, denn mit dessen auktorialer Standardperspektive ›always look on the bad side of life‹ wird nicht nur die Welt und das Leben schlecht geredet, man werde selber zu einem Miesepeter-Intellektuellen. Wobei uns sofort die verkniffene Miene des bräsigen alten Grass vor dem inneren Auge erscheint. Wir jedoch gleich darauf merken, dass es auch wieder nicht recht stimmt, weil es der Grass doch mit der Kochkunst hatte, dem Kulinarischen, seinen Kutteln usw. Und tatsächlich, schaut man sich Ullrichs holzschnittartige Kritik an der Kulturkritik genauer an, sieht man, wie begrifflicher Kuddelmuddel dabei herauskommt. Das Etikett »Kulturkritik« hat Ullrich kurzerhand der gesamten intellektuellen Formation aufs Auge gedrückt, die als die hegemoniale dem sich im Verlauf der 1980er Jahre durchsetzenden postmodernen Denken vorausgegangen ist. Dass es diesen geistigen Hegemon, eine derart monolithische Geistesformation, gar nicht gegeben hat und stattdessen unterschiedliche Formationen – die konservative, die liberale, die linke oder marxistische, um die wichtigsten zu erwähnen – mit ihren zugehörigen Intellektuellenmilieus um die Hegemonie, die weltanschauliche Deutungshoheit, wetteiferten, nimmt er schlicht nicht zur Kenntnis. Müsste er in diesem Fall doch einräumen, dass sein Verdikt »Kulturkritik« allenfalls die konservative Strömung trifft, während die linke und die liberale justament keine »Verfallsgeschichten«, sondern im Gegenteil Fortschrittsgeschichten erzählen. Sodass u.a. der folgende ›kulturkritikkritische‹ Einwand Ullrichs auch bei den betreffenden Intellektuellen in der Regel nicht sticht: »Geblendet von der Vergangenheit und ihrer Sinnsentimentalität, blendeten Geisteswissenschaftler [...] oft alles aus, was nicht als Meisterwerk erhaben über das Alltägliche war. Mit so etwas wie Sozialgeschichte, ökonomischen Bedingungen, der Psychopolitik einzelner Milieus, Lebensverhältnissen oder Dingwelten des Konsums beschäftigten sie sich meist nur, wenn sie dabei waren, Belege für ihre Verfallsgeschichten zu sammeln.«

»Bekennende Opportunisten unter den Wissenschaftlern«, sagt Ullrich, indem er das Opportunistsein statt als Makel als Ressource und daher wie eine Auszeichnung versteht, »streben [...] danach, mit ihren Thesen zu überraschen, zu provozieren, Blicke zu verschieben, besondere Eleganz zu zeigen.« Sollte eben dies sein Bestreben gewesen sein, so wäre es bei dieser Gelegenheit wohl eher in die Hose gegangen. Was schließlich jedem

von uns passieren kann; Intellektuelle und Geisteswissenschaftler im Allgemeinen sind Künstler der intellektuellen Plotkonstruktion und Meister des Theoriedesigns – Ullrich sagt es – die aus einem Sammelsurium bereits vorhandener »Bedeutungen« neue Semantiken und theoretische »Settings« kreieren. Und dann auf einmal darin festsitzen, Gefangene ihres eigenen Theoriesettings. Hieronymus im Diskursgehäuse. – Ullrich hat über Heidegger promoviert. Ullrichs Blaupause für sein Begriffsdesign von »Kulturkritik« unverkennbar: der »Jargon der Eigentlichkeit«. Ferner wird Adornos und Horkheimers »Dialektik der Aufklärung«, das Kapitel über die »Kulturindustrie«, Modell gestanden haben. Fertig der Pappkamerad. Der diesmal lediglich dazu dient, sich intellektuell von ihm abzustoßen. Und gedanklich wohin zu gelangen? Endlich ins Hiesige, sagt Ullrich, die »Gegenwart«.

11

Geistesgegenwart

»So gern ich mich mit einzelnen Topoi und Ereignissen der Vergangenheit befasse, so sehr habe ich dabei doch immer die Sorge, noch mehr als ohnehin schon von dem zu verpassen, was in der Gegenwart ansteht.« – Torschlusspanik? Noch nicht. Wolfgang Ullrich, der dies sagt, ist nicht einmal ein Mann von 50 Jahren. Aber muss man nicht auch bedenken, wieviel von der Gegenwart und dem, was in ihr ansteht, er bereits verpasst hat dadurch, dass er sich seit Studiositagen mit der vergangenheitsbesessenen Kulturkritik und den Kulturkritikern hat plagen müssen? Und sich in seiner »Vorlesung« über »Des Geistes Gegenwart« noch immer mit ihnen herumschlägt. Den »Gegenwartsverächtern«.

Würdigen stattdessen möchte Ullrich die Gegenwart. Speziell von Geistesarbeitern, Wissenschaftlern und Intellektuellen, gewürdigt, könnte von solcher Gegenwart, emphatisch, als »des Geistes Gegenwart« gesprochen werden. Ullrich umständlich: »Für mich ist es [...] mehr als ein Wortspiel, wenn ich feststelle, dass des Geistes Gegenwart Geistesgegenwart verlangt ...« Nur unter der Voraussetzung von Geistesgegenwart also kann von Würdigung der Gegenwart die Rede sein. – Gegenwartswürdigung und Geistesgegenwart. Das lässt aufhorchen. Wen es als Intellektuellen nicht aufhorchen lässt, der ist entweder, wie Ullrich argwöhnt, ein ahnungslos Gefangener im »Zirkel aus Vergangenheitsaufwertung und Gegenwarts-

abwertung« des Kulturkritikdiskurses, oder er hat von der Gegenwart und ihren ›Normalniveaubedingungen‹ für Intellektuelle so gut wie nichts begriffen. Ullrich immerhin hat begriffen, dass für Geisteswissenschaftler und Intellektuelle »die Gegenwart« den würdigen Gegenstand abgibt, nicht die Vergangenheit, nicht eine utopische Sankt-Nimmerleins-Zukunft. Weshalb man gespannt sein darf, ob er auch so geistesgegenwärtig ist, das gedankliche Potential zu erkennen, das in einer uns an dieser Stelle von ihm selbst nahegelegten Idee stecken könnte: der Idee oder Vorstellung von den Geisteswissenschaftlern und mehr noch den Intellektuellen als den *Geistesgegenwärtigen*.

Spitzt sich alles auf die Frage zu, was wir uns hier unter Geistesgegenwart vorzustellen hätten. Das, was man sich gewöhnlich darunter vorstellt? Sprich Reaktionsgeschwindigkeit, ein so promptes wie adäquates Reagieren auf Unerwartetes, die Plötzlichkeit eines Ereignisses oder einer Situationsänderung. Die meisten verstehen und verwenden das Wort überhaupt nur in diesem Sinn, dem einer intuitiv reaktiven Geistesgegenwart. Dass sie für jeden Einzelnen, nicht nur für Intellektuelle, von Nutzen ist und eine Gesellschaft der in diesem Sinne Geistesgegenwärtigen einer von Geistesabwesenden vorzuziehen ist, bedarf keiner Diskussion. Wer von den Intellektuellen prononciert als den Geistesgegenwärtigen spricht, wird Geistesgegenwart also nicht oder nicht nur und nicht in erster Linie in der trivialen Wortbedeutung verstehen wollen. Und auch Wolfgang Ullrich tut dies nicht. Mit seiner der intellektuellen Gegenwartswürdigung dienen sollen den Geistesgegenwart meint er selbstverständlich nicht diejenige, die uns am Steuer einem plötzlichen Hindernis auf der Fahrbahn ausweichen lässt. Was meint er dann?

Wer bei den Worten Gegenwartswürdigung und Geistesgegenwart, bei der Formulierung, dass »des Geistes Gegenwart« nach »Geistesgegenwart« verlangt, einen Moment lang denkt, Ullrich werde mit seiner originellen Idee von den Geisteswissenschaftlern und den Intellektuellen als den vorbildlich Geistesgegenwärtigen einen Gedanken denken, der die ›condition Intellectuelle‹ unter ›Normal‹- und ›Trivialbedingungen‹ auf neue und unkonventionelle Art und Weise beleuchtet, wer dies glaubt, der wird enttäuscht. Gegenwartswürdigung von Seiten eines Geisteswissenschaftlers oder Intellektuellen geschieht für Ullrich dadurch, dass der Betreffende die Gegenwart »allein deshalb, weil sie aktuell ist, primär zum Gegenstand von Thesen und Interpretationen« macht. Und dazu benötige es Geistesgegenwart, »ein hohes Maß an Wachheit und Offenheit«. Geistesgegenwart, »um in der Gegenwart nicht nur das Banale zu erkennen [...] um sich nicht von

den Niederungen der Normalität herabziehen zu lassen [...] um frei zu sein für Thesen und Interpretationen, die, ohne in semantische Scharlatanerie abzudriften, dem, was ist, eine besondere Bedeutung zusprechen«. Kurz, Geistesgegenwart meint bei Ullrich nichts anderes als ein aufgewecktes Denken. Und mit der an Geistesgegenwart gerühmten »Unbeirrbarkeit« sowie dem »sicheren Blick« hat er die Unbestechlichkeit hellwacher Reflexion im Sinn. – Also das genaue Gegenteil von Geistesgegenwart nach der gängigen Wortbedeutung. In welcher Geistesgegenwart mit Denken und Urteilen, dem Intellekt also, nichts zu tun hat. Der Intellekt nicht nur nicht im Spiel ist, das Nachdenken oder die Reflexion wäre vielmehr ein Störfaktor. Hier gibt es nur ein Entweder-Oder, Intuition oder Reflexion. Entweder reagiert man in einem Augenblick plötzlicher Konfrontation intuitiv und also geistesgegenwärtig, oder eine Reaktion erfolgt mit Überlegung und niemand spricht von Geistesgegenwart. Weswegen Ullrichs eigenwilliges Verständnis von Geistesgegenwart nicht abwegig zu sein braucht, es wirkt mit seiner Emphase nur reichlich bemüht. Vor allem aber: Es trägt einer Eulen nach Athen. Wenn Ullrich von Geistesgegenwart nach Maßgabe seines dezidiert intellektuellen Verständnisses derselben behauptet, sie sei für ihn »die Kardinaltugend derer, die Geisteswissenschaft als Gegenwarts-wissenschaft betreiben wollen«, so erwartet er von Geisteswissenschaftlern und Intellektuellen als den in seinem Sinne Geistesgegenwärtigen nichts anderes, als was man je schon und zwar mit Recht und Billigkeit von ihnen erwartet, dass sie nämlich keine Schlafmützen sind, nicht die Oberschnarcher der Nation.

12

Intellektueller UND Yogi

Was heißt: die Gegenwart würdigen? Für den Intellektuellen Wolfgang Ullrich heißt es: sie mit seiner Art intellektueller Geistesgegenwart traktieren. Sie »mit Thesen und Interpretationen« bombardieren. Auch darum leben Geisteswissenschaftler und Intellektuelle »fast immer im Modus des Produzierens« und wünscht sich Ullrich »einen Wettstreit um die besten Bedeutungen der Gegenwart«. Einen Wettstreit um die interessantesten Theorien und Interpretationen, die plausibelsten Begriffskonstrukte und Settings, nicht um »Wahrheit«. Nur dadurch – indem sie intellektuell, begrifflich und diskursiv, gewürdigt wird – werde Gegenwart »auf ergiebige

Weise gefasst«. Der Lackmustest stattgehabter Gegenwartswürdigung folglich: ihre Ergiebigkeit, d.h. dass sie sich auszahlt, kommerziell und ideell, als klingende Münze im Beutel des Würdigenden und als Guthaben auf seinem Aufmerksamkeitskonto. Dies also heißt: die Gegenwart würdigen, Ullrich zufolge, »dem, was ist, besondere Bedeutung zusprechen«. – Und dann vermag Ullrich seiner diskursiven Gegenwartswürdigung per intellektueller Geistesgegenwart noch eine existenzielle Seite abzugewinnen. »Sich die Gegenwart zu erschließen heißt auch, sich ein Zuhause zu schaffen. Sich nicht fremd, nicht entfremdet zu fühlen.« Und, mit leichtem Heidegger-Aroma: »Thesen und Theorien hat man es also zu verdanken, wenn man in der Gegenwart wohnen kann. Eine Theorie ist wie ein Haus. Aber kein ganz gewöhnliches Haus. Eher [...] wie ein Haus [...] ohne festes Fundament und letzten Grund, nicht auf Erde, sondern in die Luft gebaut.«

Ullrichs Geistesgegenwärtige in luftiger Höhe häuslich eingerichtet in ihrem Theoriehaus. Dienlich dem guten Zweck, mittels »Thesen und Interpretationen« sich »die Gegenwart zu erschließen«. Man könnte auch sagen, vom Raumschiff aus, findet sie statt, der Geisteswissenschaftler resp. Intellektuellen Gegenwarts- und Welterschließung. Wolfgang Ullrich macht daraus – und hier geht es dann auch bei ihm nicht ohne Erhabenheitston, ohne existenzielles Pathos ab – unser *Weltverhältnis* schlechthin: »Urteilen als zentrale Methode zur Ausprägung eines Weltverhältnisses«. – Denken und urteilen als »die zentrale Methode zur Ausprägung eines Weltverhältnisses«? Klingt ganz so, als gäbe es kein anderes. Eines, das gerade nicht der Reflexion und der Analyse bedarf zu seiner Ausprägung. Ein Weltverhältnis, das nicht immer schon diskursiv wäre, denkend und urteilend und für Geisteswissenschaftler oder Intellektuelle dennoch von Belang sein könnte. Ist dem so?

Für Geistes- oder Kopfarbeiter stehen, quasi berufsbedingt, die Verhältnisse meistens erst einmal auf dem Kopf. Das ›ausgeprägte Weltverhältnis‹ inbegriffen, welches Ullrich gravitatisch als das ausschließliche in Anschlag bringt. Auf die Füße gestellt, sieht dagegen manches anders aus. Und damit auch jenes ›ausgeprägte Weltverhältnis‹. Da es als ein diskursives aufgefasst nicht deckungsgleich mit jedwedem Weltverhältnis, oder sagen wir jetzt lieber Wirklichkeitsverhältnis, ist. Sodass auch diskursive Welterschließung und ›Wirklichkeitsföhlung‹ nicht dasselbe sind. Und eine sprachlich oder anderweitig symbolisch erschlossene Welt einerseits und deren Manifestation oder ›Wirklichkeitspräsenz‹ andererseits zwei Paar Schuhe. Oder wie es in jener Bildunterschrift von Magritte heißt: *Ceci n'est pas une pipe*. Die gemalte Pfeife ist keine wirkliche Pfeife. Das

Bildliche wie auch das verbale oder schriftliche Zeichen nicht schon die Sache selbst. Die Landkarte nicht die Landschaft, die Speisekarte nicht das Menü. – Eine für Bewohner des Theoriehauses offenbar notwendige Richtigstellung der Verhältnisse. Was folgt daraus für die Beantwortung der Frage, was es heißt, die Wirklichkeit zu würdigen? Dass es mit Sicherheit außer jener einen Antwort – »mit Thesen und Interpretationen« ihr auf ergiebige Weise Bedeutungen und einen Sinn zuzuschreiben – noch eine andere Antwort gibt. Und dass mit dieser anderen Antwort und deren Implikationen der bei Ullrich zwar angeklungene, aber dann ungedacht gebliebene Gedanke, will sagen die Idee von den Intellektuellen als den exemplarisch Geistesgegenwärtigen, erst die rechte perspektivische Drehung erfährt.

Darum abermals gefragt: Was heißt dies, Gegenwart noch einmal anders würdigen als diskursiv, denkend und urteilend? ›Wirklichkeitsführung‹ aufzunehmen, statt sich bloß in einer ›virtuellen Realität‹ zu bewegen, sich lediglich in Symbolisierungen von Wirklichkeit aufzuhalten. Und weiter gefragt: Gibt es analog zum »Urteilen als zentrale Methode zur Ausprägung eines Weltverhältnisses« eine solche zur Ausprägung dieses anderen, nicht diskursiven, nicht symbolisch vermittelten Weltverhältnisses? Der spontanen oder unmittelbaren Wirklichkeitsbegegnung. – Niemand wird dreimal raten müssen, um auf die richtige Antwort zu kommen. So dass als einziges zu klären wäre, was wir in diesem Fall unter *Geistesgegenwart* zu verstehen hätten.

Geistesgegenwart in dieser dritten Bedeutung – nicht in der ersten oder geläufigen der intuitiven Reaktionsschnelle und nicht in der durch Ullrich eingeführten, also intellektueller Gewitzheit – lässt die ungeteilte Aufmerksamkeit sich dem zuwenden, ›was ist‹. Und, ihm zugewandt, bei ihm verweilen, was den Unterschied zur flüchtigen und zerstreuten Aufmerksamkeit macht, der Unaufmerksamkeit. Nicht umsonst steckt das ›Warten‹ in jedem dieser Worte: gegenwärtig sein, Gegenwart, Geistesgegenwart. Der Geist, d.h. die gesammelte Aufmerksamkeit, nicht das Denken also oder Nachdenken, ganz gegenwärtig, zugewandt dem, ›was ist‹. Was ist das, ›was ist?‹ Von »dem, was ist« spricht auch Ullrich und meint mit »Gegenwart« als »dem, was ist« die Welt, die gegenwärtige Welt. Was aber, wenn uns Markus Gabriel, der Youngster unter den deutschen Philosophieprofessoren, erklärt, »warum es die Welt nicht gibt?‹ Und damit das von Ullrich als existenziell gepriesene »Weltverhältnis« eines intellektuellen oder diskursiven Zugangs zu ›dem, was gegenwärtig ist‹, als das schlechterdings Wirkliche, Verlässliche und für uns Maßgebliche auf

einmal sehr in Frage gestellt erscheint? – Sein Problem, könnte man sagen. Denn dieses ›was ist‹, dem sich der Geistesgegenwärtige, von dem diesmal die Rede ist, zuwendet, meint gar nicht die denkend und urteilend erschlossene und symbolisch, theoriesprachlich aufbereitete Welt der Gegenwart. Geistesgegenwärtig in ›Wirklichkeitsfühlung‹ sein mit ›dem, was ist‹, besagt hier: des konkret Sinnlichen und unmittelbar Atmosphärischen gewahr zu sein, wodurch sich uns Wirklichkeit stets als erstes manifestiert. Die eigene sowohl als die uns umgebende Wirklichkeit. Es besagt des Weiteren: dass Geistesgegenwart in der Weise des Gewahrseins jedes Mal zugleich auch die Selbstbegegnung einschließt, zu der das Konfrontiertsein mit der Gegenwart des Geistes gehört. Des Geistes als dem zunächst und zumeist unbekanntem Wesen, das in uns und um uns her sein bekanntes Unwesen treibt.

Es genügt nicht, die Welt zu interpretieren, man müsste sie auch wahrnehmen. Die Wirklichkeit. Dies ist nicht die elfte, es ist die erste These über Intellektuelle, Gegenwartsintellektuelle, wie sie jetzt weiter zu verfolgen ist. Diskurs *und* Gewahrsein. Sich gedanklich – »mit Thesen und Interpretationen« würde Ullrich sagen – etwas einfallen lassen zu den gegenwärtig herrschenden Weltverhältnissen und ggf. sich bessere ausdenken, bessere »Thesen und Interpretationen« und eventuell auch bessere Weltverhältnisse. *Und* die Wirklichkeit wahrnehmen, sich des Gegenwärtigen gewahr sein. Unseres primären Welt- oder besser Wirklichkeitsverhältnisses innewerden, das eigentlich kein Verhältnis ist, weil es die sinnlich-atmosphärische Unmittelbarkeit, unsere »participation mystique« an dem, was hier Wirklichkeit meint, zum Ausdruck bringt. Wobei dieses unmittelbar Gegenwärtige oder Wirkliche so durch Geistesgegenwart zu würdigen und es währenddessen auch das sein lassen zu können, was es ist, und nicht gleich manipulieren zu wollen oder mit Thesen und Interpretationen eindecken zu müssen, dasselbe bedeutet wie: den Geist selbst würdigen. Den friedlichen, durch absichtsloses Gewahrsein befriedeten Geist. – Und bei dessen Manifestation – in den Zwischenzeiten, da der Säbelzahntiger nicht durch die Savanne streift – die an Heidegger angelehnte Metaphorik vom ›Wohnen‹, jenem »Zuhause«, das es erlaubt, »sich nicht fremd, nicht entfremdet zu fühlen«, ungleich näher läge, als im Fall der Hervorbringungen des Geistes der Interpretation. Bei welchen Ullrich von unentfremdetem Wohnen in einem in die Luft gebauten Theoriehaus nur deshalb mit existenziellem Pathos fabulieren kann, weil er die existenzielle Dürftigkeit dieser Gebilde ignoriert; ausblendet, dass sie an einem Wirklichkeitsentzug leiden, der für sie gleichwohl konstitutiv und mithin

nicht zu beheben ist. Die Karte wird nie das Gebiet sein. Die gemalte Pfeife nie eine, die irgendjemand raucht. Und das Firmenlogo von Apple sich nie in einen saftigen Apfel verwandeln, in den noch einmal jemand hineinbeißt.

Es genügt nicht, die Gegenwart zu interpretieren, man sollte ihrer auch gewahr werden. Im Hier und Jetzt. In verweilender geistesgegenwärtiger Präsenz. Wenn anders man – »ein Schilfrohr im Wind« hat Pascal den Menschen genannt – nicht ohne Halt und Orientierung sein möchte. Weniger im praktischen Sinne, wo wir unsere Navis haben und diese uns. In moralischer und existenzieller Hinsicht vielmehr. Ein innerer Kompass, der sich bei regelmäßig praktizierter Geistesgegenwart und entsprechender Revitalisierung des Wirklichkeitssinnes ausrichtet. – Wie wäre es darum, wenn sich Intellektuelle als *exemplarisch Geistesgegenwärtige* profilierten? Nicht in erster Linie als kluge Köpfe, die vorbildlichen Nachdenker und Vordenker der Gesellschaft. Nicht als riskante Großdenker, die – »groß gedacht, groß geirrt« – heute ohnehin nicht mehr gefragt sind. Stattdessen in erster Linie als beispielhaft Geistesgegenwärtige. Intellektuelle, die sich auf der gefährdeten Seite des Geistes, des gegenwärtigen oder Gegenwartsgeistes, engagieren. Und somit für beides einstehen: intellektuelle Einsicht *und* Gewahrsein, Denken *und* »gedanklich schweigende« Achtsamkeit. Reflektierende und Meditierende in Personalunion. Intellektueller *und* Yogi.

P. S. Er liebe »das Pendant«, lässt Ullrich in seiner »Wissenschaftspoesitik«-Vorlesung wissen. Das Pendant und »ein fortwährendes Austarieren«. Und »als Opportunist« in den Wissenschaften des Geistes leite ihn »der egalitäre Impuls«, interessiere ihn »die fortwährende Entschärfung von Extremen«. – Sollte die »pendanthaft« angelegte Denkfigur des Intellektuellen und des Yogi, vereint in einer Person, am Ende gar in seinem Sinne sein? Zumal Ullrich mitunter ein Bedürfnis nach »semantischer Askese« bei sich bemerkt. »Stimuliert nicht«, so fragt er, »ein auf einmal anderer Blick auf ein Phänomen viel stärker, als das, was eine Bedeutung verheißen kann?« Und, plötzlich von einer kulturkritischen Anwandlung erfasst: »Wo steht die heutige Gesellschaft? Ist sie relativ nüchtern oder ungewöhnlich bedeutungsgierig? Lassen sich Bedeutungen immer weiter steigern? Oder gibt es Grenzen semantischen Wachstums? Existieren so wie Spekulationsblasen auch Bedeutungsblasen?«

Reden. Das können sie, da sind sie stark wie eh und je, die intellektuellen Männer und inzwischen auch Frauen. Wie Monika Grütters, die Literaturwissenschaftlerin im Amt der Kulturstaatsministerin. Ihre Schiller-Rede 2014, in der Marbacher Puppenstube. Herrlich! Wie sie reden kann, schön reden. Staatstragend und schön. Denn darum ging es, um »die Versöhnung des Politischen mit dem Ästhetischen«. In der Rede, der Schiller-Rede. Wo würde man auch sonst so reden: »Kunst und Politik, das Ästhetische und das Politische, erscheinen im Licht seiner Reflexionen nicht als feindliche Gegensätze. Schiller betrachtet das Ästhetische vielmehr als Gegengewicht zum Politischen, in einer freien und humanen Gesellschaft. Wie Schönheit und Freiheit bei ihm aufeinander bezogen sind, so sind es eben auch Kunst und Politik. Man könnte sagen, Utopie und Demokratie.« Und das Schönste ist: Was bei Schiller noch im Konjunktiv steht, eben die Versöhnung von Utopie und Demokratie oder Politischem und Ästhetischem, dürfen wir bundesrepublikanisch in den Indikativ setzen. Das ist bei uns Präsenz, Konsens jedenfalls. »Kritik und Freiheit der Kunst sind konstitutiv für eine Demokratie«, repetiert ihn die Frau im Staatsamt. »Es ist kein Zufall, dass der Satz ›Kunst und Wissenschaft sind frei‹ im Artikel 5 unseres Grundgesetzes einen sehr prominenten und noblen Verfassungsrang haben.«

Hatte jemand das Gegenteil behauptet oder von Zufall gesprochen? Nein. Aber egal. Umso unwichtiger, als die Staatsrednerin anschließend freigiebig und ohne Ansehen der Person staatsamtlichen Balsam auf die Seelen aller Kreativen und Intellektuellen träufelt: »Kreative und Intellektuelle sind das Korrektiv einer Gesellschaft. Wir brauchen den provozierenden Künstler, die verwegenen Denker, die unbequemen Schriftsteller, wir brauchen die Utopien, die sie entwerfen, die Phantasie, die sie antreibt, die Sehnsucht nach einer besseren Welt. Sie sind der Stachel im Fleisch auch unserer heutigen Gesellschaft, der verhindert, dass intellektuelle Trägheit, argumentative Phantasielosigkeit und politische Bequemlichkeit die Demokratie einschläfern. *Sie* sind imstande, unsere Gesellschaft vor gefährlicher Lethargie und damit auch vor neuerlichen totalitären Anwandlungen zu bewahren, davon bin ich zutiefst überzeugt.«

Wirklich, schön reden kann sie, Monika Grütters, die Intellektuelle und die Staatsfrau. Der aufgeräumte Ton. Die Ausgewogenheit. So viel staatsfrauliches Verständnis für »die verwegenen Denker«. ›How to do things with words‹. Geschmeidig wie in einer Gleitflüssigkeit schleust die Rednerin

die Zuhörer durch ihr kunstvolles Gebilde kommunizierender Begriffsröhren, ohne an irgendeiner Stelle mit der Wirklichkeit in Berührung zu kommen. Bei Grütters ›Rede‹ muss niemand fürchten, sich durch plötzlichen Realitätskontakt Beulen zu holen. Ihre Begriffe, der der Demokratie, der Utopie, des Ästhetischen, der Bewusstseinsveränderung, auch der der Intellektuellen, sie stoßen nirgends mit der Realität zusammen. Man bewegt sich mit ihnen gleichsam in einem selbstreferenziellen System ohne Umwelt, einem hermetischen Diskurs. Aus dessen Zirkel man nicht so leicht wieder aussteigt. Nicht mit Argumenten, die er gleich in seinem Sinne kassiert. Ein Foucault'scher Herrschaftsdiskurs könnte nicht besser funktionieren.

Wer sich nicht zum Diskursnarren machen möchte, sollte sich auf dieses Spiel nicht einlassen. Daraus folgt nicht, dass es mit dem, was Grütters ausführt, im Großen und Ganzen nicht seine Richtigkeit hätte, *auf der Ebene diskursiver Selbstreferenzialität*. Den formelhaften Ausführungen jeweils in der Sache zu widersprechen ist nicht der Punkt. Was ist der Punkt? Dies: die Formel bleibt Formel bzw. Diskurs ist Diskurs und *Wirklichkeit geht anders*.

Manchmal haben noch so hermetische Diskurse doch irgendwo eine undichte Stelle, an der man die Brechstange der Wirklichkeit ansetzen und ihn aushebeln kann. So war Frau Grütters so leichtsinnig, aus Ingeborg Bachmanns Poetikvorlesung von 1959/60 zu zitieren: »Poesie wie Brot. Dieses Brot müsste zwischen den Zähnen knirschen und den Hunger wieder erwecken, ehe es ihn stillt. Und diese Poesie wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein müssen, um an den Schlaf der Menschen rühren zu können.« – Lässt sich über Grütters' Schiller-Rede an irgendeiner Stelle analog zu Bachmanns poetologischer Gegenwärtigkeits- und Relevanzforderung sagen, sie sei ›Rhetorik wie Brot, das zwischen den Zähnen knirscht und den Hunger wieder erweckt, ehe es ihn stillt‹, eine Rhetorik ›scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht‹? Ohne es zu merken hat Grütters mit ihrem Bachmann-Zitat auch über die eigene Redekunst geurteilt: Diese rührt nirgendwo »an den Schlaf der Menschen« – oder, eine Pathosnummer kleiner, den ihrer Zuhörschaft.

P. S. Ein Reibungsmoment gab's dann doch, als die Rednerin drei unserer »verwegenen Denker« namentlich abwatschte. Die Herren Richard David Precht, Harald Welzer und Peter Sloterdijk. Wegen deren Boykott der Bundestagswahl 2013. Worin Grütters, die Mücke zum Elefanten stilisierend, einen Ausdruck »romantisch verklärter Sehnsucht nach kollektiven Utopien« zu erkennen glaubt. Wo die demokratische Verkehrsregel doch

laute: Demokratie vor Utopie. Daran hätten die Herren sich gefälligst zu halten. Verwegen denken, ja, aber nicht bei Rot über die Ampel. Nicht »sich in antidemokratischen Ressentiments mit dem Stammtisch verbrüdern«, so Grütters grantig. »Es mag ja nur ein kleines Grüppchen sein«, erhebt sie mahnend den Zeigefinger, »das mit seinem Habitus der gesellschaftlichen Avantgarde im Gewand der aufrechten Intellektuellen die Politikverachtung kultiviert. Doch die Demokratie nimmt Schaden, wenn ein Teil ihrer Elite die Zurückweisung eines demokratischen Grundrechts öffentlichkeitswirksam zu einer besonders subversiven Form des ›j'accuse‹ stilisiert.« Und dann nimmt sich ihr nochmaliges Herunterbeten des staatsbürgerlichen Pflichtenkatalogs für Intellektuelle und Künstler schon ein klein wenig wie eine Standpauke aus: »Künstler und Intellektuelle sollen unbequem sein, sie sollen mögliche andere Welten beschreiben, sie sollen Widerspruch provozieren, sie sollen, wie Jürgen Habermas das einmal so schön formuliert hat, mit einem avantgardistischen Spürsinn für Relevanten wichtige Themen auf die Agenda der öffentlichen Debatte setzen, originelle Thesen aufstellen, den Perspektivenwechsel befördern. Argumente entwickeln, die Grautöne zwischen schwarz und weiß sichtbar machen, Anstoß nehmen, ja, Grenzen in Frage stellen und im Zweifelsfall auch mal überschreiten. Und schön wäre es, wenn sie damit das Niveau der öffentlichen Auseinandersetzung steigerten [...]« – Existiert bereits ein staatliches Patent auf das, wofür das Wort Intellektuellenkitsch sich anbieten würde? Nein? Frau Grütters sollte einen Antrag stellen.

14

Zentrale Intelligenzagentur

Unsere Vorzeige-Intellektuellen – ja, einen »Vorzeige-Intellektuellen« nannte die Rundfunkjournalistin Hans Magnus Enzensberger in ihrer Anmoderation, HME war soeben 85 geworden. Also, unsere Vorzeige-Intellektuellen: sämtlich alte Säcke, alte Knacker. Enzensberger, Habermas, Walser, Grass. Bei letzterem, dem inzwischen Verstorbenen, hatte die Politische Korrektheit, unsere oberste Zensurbehörde, die letzten Jahre bereits Bedenken, ob er noch öffentlich vorzeigbar sei. – Frage: Wer sind die ›jungen Wilden‹, die frischen Wind in den Laden bringen? Wo sind sie? Irgendwo am Prenzlauer Berg oder in Berlin Mitte? »Zentrale Intelligenz Agentur«, ist das eine ihrer Adressen? Friebe, Passig, Lobo oder Sascha, Kathrin und